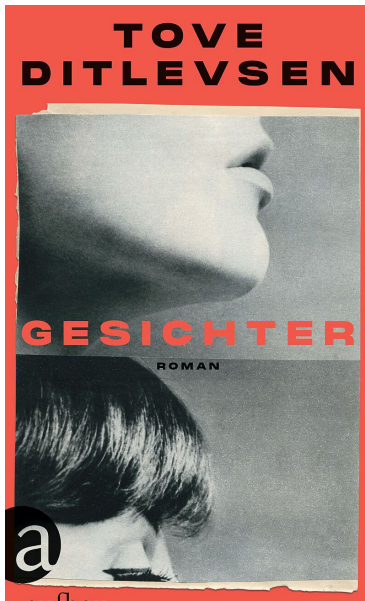


# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

## Tove Ditlevsen: Gesichter

(Aufbau Verlag, Berlin 2022 – aus dem Dänischen von Ursel Allenstein)



Lange galt die dänische Autorin Tove Ditlevsen (1917–1976) im deutschsprachigen Raum als Geheimtipp: Lediglich der 3. Band der „Kopenhagen-Trilogie“ war in den 80er-Jahren unter dem Titel „Sucht“ ins Deutsche übersetzt worden. Das schmale Taschenbuch aus der Reihe „edition suhrkamp“ war schon lange vergriffen, als letztes Jahr mit der neuen deutschen Übersetzung aller drei Bände („Kindheit“, „Jugend“ und „Abhängigkeit“) die Wiederentdeckung der Autorin gefeiert wurde.

Ein Jahr später ist nun auch „Gesichter“ auf Deutsch zu lesen. Die ebenso fesselnde wie erschütternde Erzählung ist erstmals 1968 im dänischen Original erschienen und handelt von der psychischen Erkrankung einer preisgekrönten Kinderbuchautorin und Mutter von drei Kindern im Kopenhagen der 60er-Jahre. Anders als die Trilogie ist das schmale Buch nicht als autobiografischer Text angelegt. Die Hauptfigur ist fiktiv, Parallelen zum Leben der Autorin erkennt man dennoch. Immer wieder streut Tove Ditlevsen Spuren in ihren Text ein, die auf ihre Biografie hinweisen – so trägt die Hauptfigur etwa den Mädchennamen von Ditlevsens Mutter. Auch in der Beschreibung der seelischen Erkrankung sind biografische Bezüge erkennbar.

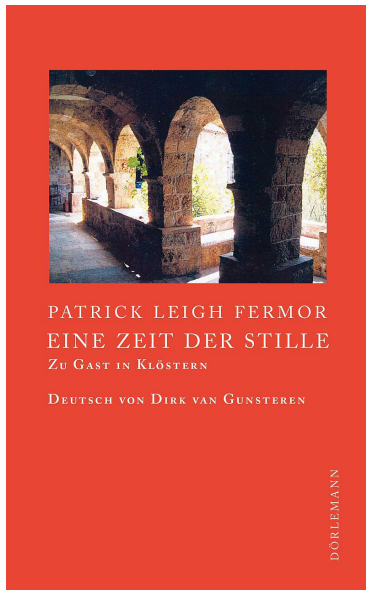
Im Zentrum der Handlung steht Lise Mundus, die scheinbar alles hat, was zum (äusseren) Glück gehört: beruflichen Erfolg, Familie, finanzielle Sicherheit. Als sie jedoch einen Kinderbuchpreis erhält, gerät sie aus dem Gleichgewicht. Ihre Berühmtheit reißt ihr „brutal jenen Schleier weg, der sie immer von der Wirklichkeit getrennt hat“. Sie gerät in eine Schaffenskrise. Die Angst, „man könnte sie enttarnen und herausfinden, dass sie etwas zu sein vorgab, was sie nicht war“, wird zur ständigen Begleiterin. Auch die Ehe droht in die Brüche zu gehen, denn der Mann fasst ihren Erfolg „als persönliche Beleidigung“ auf. Zur Schreibkrise gesellen sich Wahnvorstellungen. Lise meint, Stimmen zu hören, und sieht Gesichter, die böse und erfolgreich ihre Unsicherheit und Selbstzweifel schüren. Auch als Leserin wird man zunehmend verunsichert: Hat der Ehemann tatsächlich ein Verhältnis mit der Stieftochter? Schmiedet er heimlich ein Komplott mit der Haushaltshilfe, um Lise aus dem Weg zu räumen? In „Gesichter“ wird der Zustand einer Psychiatriepatientin auf eindrucksvolle Weise erfahrbar. Auch die Praktiken der Psychiatrie der 60er-Jahre werden hinterfragt und kritisch beleuchtet.

Die Genesung der Protagonistin manifestiert sich am Ende des Buches in ihrem Entschluss, wieder mit dem Schreiben zu beginnen. Die Krankheit aber bleibt letztlich eine Metapher für die Freiheit: denn „das Verrücktsein“ bietet – ähnlich wie das Schreiben auch – einen Schutz vor der unerträglichen Wirklichkeit. – Sandra Valisa

# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

**Patrick Leigh Fermor: Eine Zeit der Stille – zu Gast in Klöstern**  
(Dörlemann, Zürich 2022 – aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren)



Wunderbar, dass es immer noch Verlage gibt, die sich einem Autor mit Haut und Haaren verschreiben und alles übersetzen und publizieren, was er je zu Papier gebracht. Eine solche Liebesgeschichte verkörpern die elf schön gestalteten Bücher des britischen Stilisten Patrick Leigh Fermor (1915–2011), die der Zürcher Dörlemann Verlag seit 2004 herausgebracht hat. Ein einziger Roman („Die Violinen von Saint-Jacques“) ist dabei, aber Furore hat Fermor vor allem als Reiseschriftsteller gemacht. Über eine Wanderung von England nach Konstantinopel, die er als Achtzehnjähriger in Angriff nahm, schrieb er drei grosse Werke, die erst viele Jahrzehnte nach der Reise erschienen.

Weite Zeitspannen sind bezeichnend für den langen Atem eines Autors, der ein spektakuläres Leben führte und darüber ganz unspektakuläre, gelassene und gerade darum beeindruckende Bücher schrieb. Zur lebenden Legende wurde Fermor im Zweiten Weltkrieg: Als Agent der britischen Special Operations Executive organisierte er auf Kreta den Widerstand der Einheimischen gegen die deutschen Besatzer und entführte den obersten Befehlshaber der Nazi-Truppen auf der griechischen Insel – ein Abenteuer, das mit Dirk Bogarde in der Hauptrolle verfilmt wurde.

„Eine Zeit der Stille“ legt Zeugnis ab von Aufhalten in den französischen Klöstern St. Wandrille de Fontenelle, Solesmes und La Grande Trappe, die Fermor in den fünfziger Jahren als Gast aufsuchte, um sich eine Weile aus dem Trubel des weltlichen Lebens zurückzuziehen. Auch heute mag es noch ähnliche Berichte über die wohltuende Wirkung solcher Weltfluchten geben. Sie strotzen vermutlich vor angestrenzter Heilssuche und verklärten Achtsamkeitsrezepten. Nichts ist Fermors Aufzeichnungen ferner als solche esoterische Aussteigerrhetorik. Nüchtern, aber elegant schildert er seine mühselige Annäherung an das klösterliche Leben, das ihm zunächst deprimierend und bizarr vorkommt. Aber gerade weil er keine Erlösung sucht, öffnen sich ihm neue Perspektiven. Minutiöse Beschreibungen der Bauten ergänzen die Abfolge der Gebete und Gesänge und die knappen Porträts derjenigen Mönche, mit denen der Autor ins Gespräch kommt. Fermor ist ein leidenschaftlicher Leser von Joris-Karl Huysmans, aber er versenkt sich auch in historische Werke und führt uns durch die wechselvolle Geschichte des französischen Mönchtums. Im Benediktinerkloster von St. Wandrille erlebt der Gast noch eine Art ästhetischer und intellektueller Lust in der Bibliothek oder angesichts des prächtigen Rituals der Gottesdienste. Bei den Zisterziensern mit ihren Sprechverboten, ihrer monotonen Bejahung der Unwissenheit und ihrer Todesnähe (nach der Devise: „Plus on est mort, plus on a la vie.“) funktioniert das weniger gut. Doch Fermor beobachtet

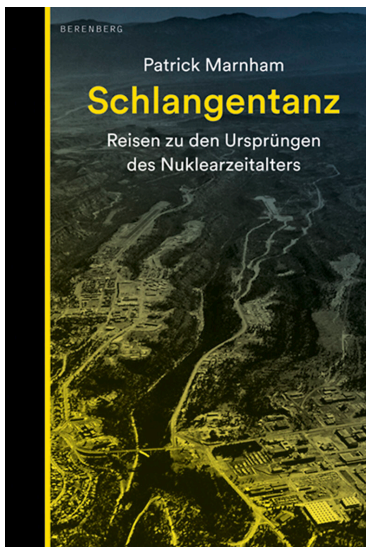
# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

die Welt der Mönche und sich selbst, ohne zu urteilen: „Ich hatte genug moderne Vorurteile, um vor einigen Aspekten des zisterziensischen Lebens zurückzuzucken, und genug Demut und Gespür, genug Beweise, dass dem trappistischen Leben eine fast übermenschliche Grosszügigkeit und Selbstlosigkeit zugrunde liegt, um zu wissen, dass sowohl mein Zurückzucken als auch mein Gespür falsch waren. Ich besass kein geeignetes geistiges Instrument, mit dem ich meine Erfahrungen hätte messen und einordnen können.“

Die Erfahrung, die uns dieses schmale Buch mitteilt, lautet: Es ist gar nicht immer nötig, den Widerspruch zwischen Widerwillen und Faszination aufzulösen. In der selbstgewählten Entfremdung ist Fermor ganz bei sich – ohne Heuchelei oder Anbiederung. – Michael Pfister

**Patrick Marnham: Schlangentanz. Reisen zu den Ursprüngen des Nuklearzeitalters** (Berenberg, Berlin 2015 – aus dem Englischen von Astrid Becker und Anne Emmert)



Das hier vorgestellte Buch von Patrick Marnham, seines Zeichens Journalist, Biograf und BBC-Korrespondent, ist keine Neuerscheinung. Dennoch könnte es sich um eine handeln, haben wir doch einen Reisebericht mit historischem Kontext vor uns, der sich unweigerlich in das Epizentrum einer sich verdüsternden Gegenwart schraubt, von wo aus die seismischen Wellen dann radioaktiv werden und die Beben nuklear.

Marnham ergründet in „Schlangentanz“ die Ursprünge der Kernforschung, späterhin spezifisch ausgerichtet auf die fatale Konsequenz, welche sich aus wissenschaftlichem Eifer, wissenschaftlicher Grandeur und eben durchaus auch einer gewissen Naivität ergeben hat, als im sogenannten Goldenen Zeitalter der Physik, den 1920er Jahren also, das Atom respektive dessen Modifikationen hinsichtlich Energiefreisetzung das Augenmerk der gesamten Welt auf sich zogen, während sowohl der gerade überstandene als auch der am Menschheitshorizont dämmernde Weltkrieg der atomaren Forschung den Drall zur Verfertigung der tödlichsten Massenvernichtungswaffe gaben.

Wir reisen folglich mit dem Autor in stimmiger Chronologie vom kolonialen Belgisch-Kongo, von wo das Uran für die Bombe stammte, über die Plateaus von New Mexico, wo Robert Oppenheimer der berühmt-berüchtigten Forschungsstation Los Alamos vorstand und das „Manhattan Project“ vorantrieb, bis hin zu Hiroshima und Nagasaki in Japan, dem Kulminationspunkt nuklearer Zerstörung bis dato. Dabei werden die Rüstungswettläufe zwischen den USA, Europa (genauer dann: Deutschland unter dem Nationalsozialismus) sowie der Sowjetunion genauso beleuchtet wie auch die kalte Kriegslogik einer alle Warnungen negierenden Nation, welche sich durch den Einsatz von „Little Boy“ und „Fat Man“, zweier Atombomben auf Uran- bzw. Plutoniumbasis, zur Supermacht aufschwang, ungeachtet dessen, damit die Weltuntergangsuhr auf fünf vor zwölf gestellt zu haben.

# CALLIGRAMME

## BUCHHANDLUNG

Was nun dem Werk nebst den Erwähnungen von Elektronenorbitalen, Kettenreaktionen und Neutronenbeschuss seinen zusätzlichen Gehalt verleiht, sind die adäquat eingearbeiteten Referenzen zur Kulturgeschichte, sei es Joseph Conrads „Herz der Finsternis“, um dem kolonialen Horror in Afrika literarisch zu begegnen, sei es Aby Warburgs kunsthistorischer Ansatz zu den Pueblo-Indianern New Mexicos, deren Schlangentanz zur Herbeirufung und Zähmung der Himmelsenergie dem Buch den Titel verlieh, oder sei es ein Disput zwischen Yukio Mishima und Kenzaburō Ōe um den Effekt der Bomben auf das Dasein Japans in der Weltgemeinschaft... Diese unglaublich dichte, durch das Verweben genannter Diskurse entstehende Atmosphäre verleiht diesem Buch, das eigentlich ein Reisebericht mit essayistischen Qualitäten sein möchte, eine fast schon eigene Epik: Dergestalt beschreibt es den Aufstieg des Nuklearzeitalters, dessen Anfang bereits schon das Ende in sich trägt. – Sandro Schäppi

### Daniel Strassberg: Spektakuläre Maschinen – Eine Affektgeschichte der Technik (Matthes & Seitz Berlin, 2022)



Dass Maschinen heftige Wutanfälle auslösen können, dürften die meisten von uns schon am eigenen Leib erfahren haben, etwa wenn das Auto nicht anspringt oder der Computer nicht so will wie wir. Aber Maschinen können auch Liebe wecken, wie in Spike Jonzes Film „Her“, wo sich Joaquin Phoenix in ein Betriebssystem namens Samantha (mit Scarlett Johanssons Stimme) verknallt. Der Zürcher Philosoph und Psychoanalytiker Daniel Strassberg legt nun eine packende Studie darüber vor, was Maschinen mit unseren Emotionen anrichten können. Den Auftakt des reich illustrierten Tour d’Horizon durch den wundersamen Maschinenpark der Menschheitsgeschichte bildet die schmachvolle Niederlage des damaligen Schachweltmeisters Garry Kasparow gegen den IBM-Computer Deep Blue im Jahre 1997, die bei den einen Euphorie, bei den anderen tiefe Verzweiflung hervorrief.

Affekte versteht Strassberg in der Tradition Spinozas als „Konstellationen“, das heisst als Gemengelage von Gefühlen, kollektiven Fantasien, technischem Wissen und politischen Verhältnissen. Mit psychoanalytischer Erfahrung und philosophischem Gespür entlarvt der Autor die verbreitete Angst vor der Technik als Angst vor einer „Bestrafung für Allmachtsgelüste“ und zeigt auf, dass die Befürchtung, von Maschinen beherrscht oder vernichtet zu werden, nur die Kehrseite einer starken Faszination für Technik ist. Auf dieser Basis frönt das Buch einer fundamentalen Funktionslust und Begeisterung für die „Beeindruckungsapparaturen“, die es versammelt. Seine zentrale These besagt, dass die Maschinen zunächst nicht im Dienst der Nützlichkeit standen, sondern vor allem ein Spektakel boten. An Beispielen mangelt es nicht: von den „Deus-ex-machina“-Kränen des antiken Theaters über die schreibenden und Orgel spielenden Puppen der Neuenburger

# CALLIGRAMME

## BUCHHANDLUNG

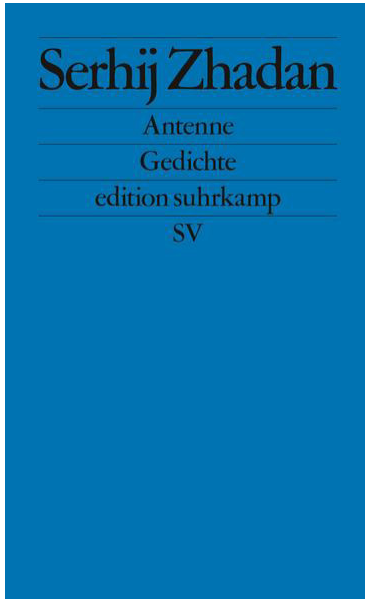
Uhrmacherfamilie Jaquet-Droz und den zwei Meter grossen, hölzernen Tiger des Sultan von Mysore, der einen britischen Soldaten frisst, (beides im 18. Jahrhundert) bis hin zu den Kunstmaschinen des 20. Jahrhunderts wie Jean Tinguelys „Homage to New York“, die sich 1960 im Museum of Modern Art selber zerstörte.

Maschinen sind dazu da, das Leben zu feiern, weiss Daniel Strassberg und schreibt ein äusserst kurzweiliges Buch, das das Leben und die Maschinen feiert. Viel Überraschendes ist zu erfahren über die jüdische Golem-Mythologie, den barocken Universalgelehrten und Papstagenten Athanasius Kircher, die Maschinentragödien des französischen Klassikers Corneille und Diderots Meisterdialog „Le Rêve de d'Alembert“. Nach dreihundert Seiten Spektakel folgt im letzten Viertel des Buches eine ebenso spannende wie stringente Geschichte der Maschine im 19. und 20. Jahrhundert. Strassberg verknüpft plausibel und brillant die Entdeckung des Blutkreislaufes mit der Entwicklung der Dampfmaschine, der Warenökonomie von Adam Smith und Karl Marx sowie der Formulierung der Thermodynamischen Hauptsätze. Dies alles verschmilzt „zu einer allgemeinen Ökonomie des (Um-)Tausches, zu einem universellen Äquivalenzsystem, in dem Kraft und Wert miteinander verrechnet werden können.“ Und so drängt sich die spröde Nützlichkeit eben doch immer impertinenter in die Party der spektakulären Maschinen. Auf den allerletzten Seiten geht es um den Computer als Denk- und Gottesmaschine, und wir verstehen, warum die bedrohlichste Frage nicht lautet: Gleichen sich die Maschinen den Menschen an? Viel beklemmender ist die Beobachtung, dass wir Menschen immer maschinenähnlicher werden. Indem wir uns den Erfordernissen des Computers anpassen, verstehen wir unter Denken, „aufgrund von Informationen zwischen Möglichkeiten zu entscheiden“. Das macht uns zu verbissenen Problemlösern und wandelnden Algorithmen, und wir könnten dabei leicht vergessen, dass das Denken – wie die spektakuläre Maschine – auch eine Feier des Lebens sein könnte. Doch bei der Lektüre von Daniel Strassbergs Buch wird auch klar: Die Gefahr geht nicht von der Maschine aus, sondern von den Menschen, denn ob wir uns entfremdet und versklavt fühlen, „hängt von den realen Machtverhältnissen, nicht von der Technologie ab“. – Michael Pfister

# CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

**Serhij Zhadan: Antenne – Gedichte** (edition suhrkamp, Berlin 2020 – aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe)



In Luhansk geboren und seit langem in Charkiw wohnhaft, ist Serhij Zhadan der Tausendsassa der jüngeren ukrainischen Literaturszene. Er schreibt Romane (z. B. „Depeche Mode“, „Hymne der demokratischen Jugend“, „Internat“), Essays (z. B. „Big Mäc“) und Lyrik. Der Band „Antenne“ vereint Gedichte aus den letzten Jahren, die geprägt sind von der russischen Aggression im Osten des Landes. Es sind suchende, schweifende Texte, die sich wie Spiralen um sich selber drehen und Muster weben – Lieder, Liturgien. Sie erzählen uns kleine Alltagsgeschichten, spiegeln den Tod des Vaters, Beziehungen, sehr oft die Natur. Fast aus jedem Gedicht wachsen Bäume, spannen sich Himmel auf, bevölkert von Vögeln: „Und weil die Vögel ihm nicht zuhören,/ will der Dichter sie zählen/ in den Herbstschwärmen unterm Himmel.“ Von besorgten Staren singt Zhadan, von Schwalben mit starkem Herzen, von den Möwen, mit denen uns das Meer bewirft, und von Wildgänsen am Winterstrand.

Winter wird es immerzu in diesen Elegien, die manchmal an Jim Morrisons „An American Prayer“ erinnern: das ukrainische Gebet eines Atheisten? Eigentlich, so hat man beim Lesen den Eindruck, möchte Zhadan den Aufbruch besingen, das vielfältige, flüchtige, gloriose Leben neuer Generationen, das freie Atmen oder den Moment, in dem man sich vor Begeisterung verschluckt. Aber immer wieder zerbricht sein Elan an der Wirklichkeit, ein Schweigen legt sich auf die Sprache, einer zieht in den Krieg, ein anderer kehrt traumatisiert zurück: „Und doch fängt ein weiterer Winter an./ Und doch bricht ein weiteres Gespräch ab./ Die herrliche Welt erstarbt in Erwartung von Wundern./ Keiner lässt sich von irgendwas überzeugen./ Keiner glaubt an das Jüngste Gericht./ Und an die Dichtung glaubt auch keiner.“

Zhadans Dichtung lebt auch ohne den Glauben, allein im Atmen, im Sehen und Hören, im Nachdenken über sich selbst: „Die unendlichen Eigenschaften der Sprache./ Ihre geheimnisvolle Struktur./ Hoffnung durch unsere Körper treiben/ wie Fische ans schwarze Ufer,/ das rechte Wort durchs Herz führen/ wie einen Wanderer durch den Wald.“

– Michael Pfister